

Geschlechtliche Zusammen_Arbeit – kollaborativ Forschen jenseits von Zweigeschlechtlichkeit

Francis Seeck

ABSTRACT: *Bezugnehmend auf Ansätze queerer und feministischer Ethnografie widmet sich der Artikel der methodologischen Frage, wie Care als eine machtkritische Praxis im Forschungsprozess genutzt werden kann, um geschlechtlicher Vielfalt gerecht zu werden. Basierend auf meiner Dissertationsforschung, welche ethnografisch kollektive Care-Praktiken jenseits von Cis- und Heteronormativität in den Blick nahm, schlage ich den Begriff der geschlechtlichen Zusammen_Arbeit vor. Dieser unterstreicht sowohl die während der Forschung geleistete Arbeit, durch die Geschlecht hergestellt wird, als auch das gemeinsame Moment, also die forschungsethische Motivation, diese Arbeit im Sinne von Selbstbestimmung im Rahmen des Forschungsprozesses zu ermöglichen und zusammen zu vollziehen.*

SCHLAGWORTE: *Queere Ethnografie, feministische Ethnografie, engagierte Forschung, Care, Geschlechterforschung, Trans Studies, kollaborative Forschung*

ZITIERVORSCHLAG: *Seeck, F. (2021): Geschlechtliche Zusammen_Arbeit – Kollaborativ Forschen jenseits von Zweigeschlechtlichkeit. In: Berliner Blätter 83, 19–27.*

Forschen zu Rissen in der Zwei-Geschlechter-Ordnung

In öffentlichen Stellenanzeigen werden zunehmend nicht nur Männer und Frauen gesucht, sondern auch Personen mit dem Geschlechtseintrag »divers« (w/m/d). Viele Formulare stellen inzwischen mehr Optionen als »Herr« oder »Frau« zu Auswahl. Das Gendersternchen und der Unter_Strich finden ihren Weg in die Alltagskommunikation. Die Zwei-Geschlechter-Ordnung im deutschsprachigen Raum ist aktuell in Bewegung.

Im Dezember 2018 wurde eine dritte Geschlechtsoption ins deutsche Personenstandsgesetz eingeführt (PStG §45b). Diese Gesetzesreform ist Ergebnis langjähriger Kämpfe von inter*, queeren und nicht-binären trans Bewegungen, die schließlich in einen Beschluss des Bundesverfassungsgerichts mündeten (1 BvR 2019/16). Nun stehen für den Personenstandseintrag neben den Optionen »weiblich« und »männlich« auch der Verzicht auf einen Geschlechtseintrag sowie die Möglichkeit »divers« zur Verfügung. Aktivist*innen betonen jedoch, dass das Gesetz in der jetzigen Form weit entfernt ist vom Recht auf geschlechtliche Selbstbestimmung. Denn für die nachträgliche Änderung des Geschlechtseintrags ist eine ärztliche Bescheinigung notwendig, die bestätigt, dass eine »Variante der Geschlechtsentwicklung« vorliege. In der Kritik steht zudem das sogenannte Transsexuellengesetz (TSG), das vom Bundesverfassungsgericht als menschenrechtsverletzend eingestuft wur-

de, insbesondere aufgrund des zeitaufwendigen Begutachtungsprozesses. Aktivist*innen kritisieren darüber hinaus, dass sowohl im Personenstandsgesetz als auch im TSG die Definitionsmacht durch Mediziner*innen sowie die Pathologisierung geschlechtlicher Vielfalt erhalten blieben. Trotzdem verweisen die dritte Geschlechtsoption und das TSG auf Risse in der Norm der Zweigeschlechtlichkeit und bietet erste Alternativen dazu.

Risse in der Zwei-Geschlechter-Ordnung stehen auch im Mittelpunkt meiner Dissertationsforschung.¹ Ausgehend von Sorgepraktiken von Personen, die sich als trans oder nicht-binär identifizieren, widme ich mich in meinem Dissertationsprojekt der Frage, wie Care jenseits von cis- und heteronormativen Modellen organisiert und trans_ formiert wird. Ich forschte über einen Zeitraum von zwei Jahren ethnografisch in Kollaboration mit trans und nicht-binären Aktivist_innen in Deutschland und der deutschsprachigen Schweiz. Im Sinne einer *multi-sited ethnography* (Marcus 2008) folgte ich meinen Forschungspartner*innen in genderqueere Friseur*innensalons, Vereinsräume, Kliniken, an Küchentische, auf trans Tagungen und in Selbsthilfegruppen. Neben der beobachtenden Teilnahme (Wacquant, 2003) in diesen Räumen führte ich dialogische Interviews mit 19 Aktivist*innen zu Sorgearbeit und Sorgepraktiken (vgl. Seeck 2020). Einige von ihnen sind in trans Vereinen organisiert, die sich primär für die Abschaffung oder Überarbeitung des Transsexuellengesetzes (TSG), für Veränderungen in der trans Gesundheitsversorgung oder für die Dritte Option einsetzen, andere haben ihren Schwerpunkt in der Beratungs- und alltäglichen Unterstützungsarbeit. Solche kollektiven trans Care-Praktiken werden als Gegenentwürfe zu pathologisierenden und cis-normativen medizinischen Strukturen aufgebaut (Spade 2011). Ein Großteil davon findet unter prekären und informellen Bedingungen statt, bietet aber Möglichkeiten, neue Formen der Fürsorge zu entwerfen.

Die Idee für den Themenkomplex und die Fragestellung ergaben sich aus meinem Engagement in queer-/transfeministischen Kontexten, meiner Tätigkeit als Antidiskriminierungstrainer*in sowie meiner vorherigen Beschäftigung mit Care, Klasse und queerer Ethnografie im Rahmen meiner Masterarbeit zu ordnungsbehördlichen Bestattungen (Seeck 2017; Seeck/Theißl 2020). 2016 besuchte ich die Tagung »Politics of Care. Politiken der Für_Sorge – Für_Sorge als Politik« der Kommission Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) in Hamburg, bei der geschlechtertheoretisch forschende Kulturanthropolog*innen aktuelle Forschungen zu Praktiken und Politiken der Fürsorge zur Diskussion stellten. Dort fiel mir auf, wie unsichtbar Care-Praktiken jenseits von Zweigeschlechtlichkeit auch innerhalb der kulturanthropologischen Geschlechterforschung sind, obwohl in trans/queeren Räumen eine Vielzahl von Sorgenetzwerken aufgebaut werden und obwohl die Zwei-Geschlechter-Ordnung auch gesamtgesellschaftlich brüchig wird (vgl. Seeck/Dehler 2019).

Dieser Beitrag bemüht sich darum, diese Lücke zu füllen. Ich werde skizzieren, wie sich das kollaborative Forschen an den Rändern der Zweigeschlechtlichkeit konkret gestaltete. Hierfür habe ich das Konzept der geschlechtlichen Zusammen_Arbeit entwickelt, angelehnt an den Begriff »gender labor« von Jane Ward (2010). Ward fasst unter Geschlechterarbeit die kollektive Arbeit von trans Personen und ihren Verbündeten, die notwendig ist, um marginalisierte geschlechtliche Subjektivitäten anzuerkennen und damit herzustellen. Daran anknüpfend verstehe ich unter geschlechtlicher Zusammen_Arbeit jene Arbeit, die es in einem Forschungsprozess braucht, um geschlechtliche Selbstbestimmung zu ermöglichen. Im Folgenden zeige ich anhand konkreter Beispiele aus meiner empirischen Forschung auf, wie sich diese Arbeit gestaltete und welche Chancen und Probleme sie für eine engagierte ethnografische Forschung bietet.

Geschlechtliche Zusammen_Arbeit

»Ich sehe mit Freude, wie sich die Teilnehmer*innen bei Events vernetzen und dann über eine längere Zeit als Kleingruppe die Transition durchmachen und sich gegenseitig unterstützen. Es entsteht eine kleine Mikrozelle, die einen gemeinsamen Nenner hat und gegenseitigen Support liefert. Der Support ist vielschichtig, es entstehen Freund*innenschaften, es sind Abende, an denen Menschen vergessen können, was sie gerade plagt. Und es wird oft nicht über die Schwierigkeiten des Lebens diskutiert, sondern über die Schönheiten, im Wissen darüber, dass das Gegenüber den gleichen Background hat.« (Interview Michelle, Mai 2017)

Michelle organisiert trans Räume in der Schweiz. Im Interview berichtet sie über die Sorge-Netzwerke, die bei den monatlich stattfindenden trans Stammtischen entstehen. Diese Netzwerke beschreibt sie als »Mikrozelle[n]« und im Sinne längerfristiger Beziehungen, die trans Personen dabei unterstützen, die Hürden einer medizinisch-rechtlichen Transition zu überwinden.

Zu solcher Sorgearbeit, die in trans und nicht-binären Räumen geleistet wird, gibt es nur wenige Forschungsarbeiten (Appenroth/Castro Varela 2019). Die Queertheoretikerin Jane Ward entwickelte, ausgehend von ihrer Forschung zu Care in romantischen Beziehungen zwischen trans Männlichkeiten und Femmes, das Konzept der Geschlechterarbeit (engl. »gender labor«). Sie betont, dass Geschlechtsidentitäten – insbesondere jene, die als transgressiv oder nicht-normativ gelten – von kollektiver Arbeit abhängig sind (2010, 40). Praktiken der geschlechtlichen Anerkennung marginalisierter geschlechtlicher Subjektivitäten versteht sie folgerichtig als Arbeit (»labor«) und fordert Transparenz und Wertschätzung für den investierten Aufwand:

»Focusing on gender labor draws attention to the collective work that produces and sustains gender. Though we already know that genders exist inside an interdependent gender system, little attention has been given to the laborious quality of reproducing other people's genders in daily life, and we remain without a clear mapping of the training, skills, duties, and specific efforts that various genders require.« (ebd., 251)

Der Begriff »gender labor« deessentialisiert Geschlecht als Kategorie, indem er darauf verweist, dass und wie Geschlecht hergestellt wird, und zwar auf der Ebene des Alltags, gemeinschaftlich und kontinuierlich. Ward kritisiert, dass in trans aktivistischen Diskursen trans Personen oft als »gender warrior« (Ward 2010, 241) dargestellt werden würden, die ihr vergeschlechtliches Selbst im trotzigem Einzelgängertum erfänden. Geschlechterarbeit sei jedoch ein kollektiver Prozess, in dem Geschlechtsidentitäten relational und interaktiv gemeinsam hergestellt würden (ebd.).

Auch in meinem Forschungsfeld spielte »gender labor« eine wichtige Rolle dabei, marginalisierte geschlechtliche Identitäten anzuerkennen und Räume des Austausches, der geschlechtlichen Selbstbestimmung und Selbstermächtigung zu schaffen. Während Ward die »affektive, soziale und politische Arbeit von nicht Trans-Vertrauten« (2010, 241; Übersetzung F. S.) herausstellt, die notwendig sei, um trans Subjektivitäten herauszubilden, wird in meiner Studie auch deutlich, dass ein Großteil geschlechtlicher Care-Arbeit zwischen trans und_oder nicht-binären Personen geleistet wird. Diese Arbeit galt es auch in den Forschungsinteraktionen beidseitig zu erbringen. Geschlechtliche Zusammen_Arbeit bedeutet für mich, sorgsam auf den Forschungsprozess zu schauen und diese geleistete

Geschlechterarbeit sichtbar zu machen, um auch im Forschungsprozess geschlechtliche Selbstbestimmung zu ermöglichen.

Um einerseits den interaktiven Charakter von Feldforschung zu betonen und andererseits den Unterschied zwischen dem empirischen Phänomen der Geschlechterarbeit und meiner hier vorgestellten methodischen Anwendung zu verdeutlichen, spreche ich im Folgenden von geschlechtlicher Zusammen_Arbeit. Ich werde zeigen, wie die Zusammenarbeit im Forschungsprozess selbst einen wichtigen Beitrag zur Geschlechterarbeit leisten kann. Ich verorte meine Forschung im Kontext einer engagierten feministischen ethnografischen Tradition und habe den Anspruch, durch meine Forschung geschlechtliche Selbstbestimmung zu unterstützen. Dána-Ain Davis und Christa Craven betonen: Feministische Ethnografie »aims to produce scholarship – in both traditional and experimental forms – that may contribute to movement building and/or be in the service of organizations, people, communities, and issues we study« (Davis/Craven 2016, 11). Für meine Forschung bedeutete dies: Wie kann meine Forschung Praxen von Care, die ich beforsche, unterstützen?

Geschlechtliche Vielfalt sollte mehr als eine Fußnote sein

»Francis: Was wünschst du dir von Forscher*innen, die zu trans Themen forschen?

Kalle: Also was ich mir als Support von einer wissenschaftlichen Community wünsche, ist, noch stärker wegzugehen von Biologie und einfach zu sagen, was eine Person bei sich wahrnimmt: »Das Geschlecht bin ich!« – dass das wahr und richtig ist, nicht weiter überprüft wird. Da sehe ich eine politische Dimension, weil wir ja rechtlich und medizinisch Gutachtenprozesse haben, wo irgendwelche Expert*innen über die Geschlechtsidentität einer Person entscheiden. Da wäre mir wichtig, dass der Expert*innenstatus der trans Person gestärkt wird; dass es einen stärkeren Diskurs aus der Wissenschaft gibt, zu sagen: »Das weiß die Person für sich selbst! Und wenn die Person die Auskunft gibt, ich habe dieses Geschlecht, dann ist das einfach so!« Das wäre mir wichtig. Und immer wieder deutlich zu sagen: Es gibt einfach super viele Geschlechter – dass es jenseits von binären trans Personen auch nicht-binäre trans Personen gibt! Das wird immer stärker. Aber ich glaube, dass es wissenschaftliche Literatur erst seit fünf, sechs Jahren dazu gibt. Wenn das mehr als eine Fußnote ist, wenn das Raum bekommt, find ich das toll.« (Interview Kalle, Januar 2018)

Im Kontext meines Dissertationsprojektes arbeitete ich mit trans und_oder nicht-binären Personen zusammen, die sich für geschlechtliche Vielfalt und Selbstbestimmung einsetzen. Unsere Zusammenarbeit begann jedoch bereits früher. So traf ich bereits vor Beginn meiner Forschung Aktivist*innen, um über meine Forschungsfragen und mein geplantes Vorgehen zu sprechen, und fragte sie nach ihren Wünschen. Später entschied ich mich, systematisch alle Interviewpartner*innen zu fragen, was sie sich von Forschung wünschen und welche Forschungsfragen sie wichtig finden. Dies sehe ich als eine Möglichkeit, geschlechtliche Zusammen_Arbeit praktisch umzusetzen: indem ich die Bedarfe, Bedürfnisse und Erfahrungen mit Forschung im Feld einhole, berücksichtige und dazu das Gespräch suche. Wie in dem Zitat aus dem Interview mit Kalle deutlich wird, hat why² eine genaue Vorstellung davon, was why sich von zukünftiger Forschung erhofft: Kalle plädiert für eine Forschung, die sich aktiv für geschlechtliche Selbstbestimmung einsetzt und die medizinische Hoheit in diesem Feld infrage stellt.

Marginalisierte Geschlechtsidentitäten und geschlechtliche Vielfalt anzuerkennen, ist eine Form der Unterstützung, die Forscher*innen in einem Forschungsprozess leisten können. In meinen Forschungsprozess flossen solche Überlegungen folgendermaßen ein: Ich fragte meine Interviewpartner*innen, mit welchen Pronomen sie aktuell angesprochen werden möchten, und teilte meine eigenen Pronomen mit. Ich gab zu verstehen, dass ich mir im Klaren darüber bin, dass sich Pronomen jederzeit ändern können – und dass sie bis kurz vor der Veröffentlichung auch im Text verändert werden können. Und ich hielt diese, wie oben ersichtlich, in wissenschaftliche Text und entgegen gängiger Sprech- und Schreibnormen sichtbar. Denn Geschlechtsidentitäten sind eben nicht nur divers, sondern auch kontingent, das heißt veränderlich in der Zeit, und engagierte Forschung hat mit beidem umzugehen. Auch ob und wie meine Interviewpartner*innen anonymisiert werden möchten, konnten sie selbst und jederzeit neu entscheiden. Diejenigen Personen, die anonymisiert werden wollten, konnten den Vornamen für die Anonymisierung selbst wählen. Der Hintergrund für dieses Vorgehen war, dass Namen und Namensänderungen geschlechtlich markiert sind und dass die meisten meiner Interviewpartner*innen bereits eine Namensänderung hinter sich hatten. Somit hatte die Praxis der Namenswahl auch einen queeren kulturellen Wert (Weston 1997, 9), wie die Reaktionen einiger Interviewpartner*innen zeigen: »Ach, wie toll, diesen Namen wollte ich auch schon immer mal ausprobieren« oder »Dies war damals meine zweite Wahl«. Andere Interviewpartner*innen hingegen wünschten sich, dass ich mir einen Vornamen aussuche, der zu ihnen passe. Wieder andere wollten nicht anonymisiert werden. Auch diesem Wunsch kam ich nach, denn dies kann eine Form der Wertschätzung aktivistischer Arbeit ermöglichen, die oft unsichtbar und unterbezahlt ist. Mit dem Verzicht auf eine Anonymisierung geht aber auch eine größere Verantwortung für mich einher, denn meine Interpretationen bleiben für meine Forschungspartner*innen in diesem Fall kontinuierlich nachvollziehbar; zudem trage ich eine Mitverantwortung für etwaige Konsequenzen, die meine Veröffentlichung für die betreffenden Interviewpartner*innen haben kann. Meine Interviewpartner*innen konnten ihre Teilnahme an der Studie bis zu dem Moment der Veröffentlichung zurückziehen.³ Einwilligung verstehe ich als Prozess und wollte diesen so weit ermöglichen, wie es die Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens erlauben.

An diesen, keinesfalls vollständigen Aspekten zeigt sich der Aufwand, der notwendig ist, um geschlechtliche Vielfalt im Forschungskontext zu ermöglichen.

Queering Interviews – sich gegenseitig befragen

Neben den Bemühungen, geschlechtliche Vielfalt sprachlich zu ermöglichen, versuchte ich, Interviewpraxen zu queeren. In Interviews wird üblicherweise eine asymmetrische Position hergestellt zwischen Interviewer*in und Interviewten*m, zum Beispiel indem ausschließlich die*der Interviewer*in Fragen stellt. Im Sinne einer feministischen Interviewpraxis gab ich meinen Gesprächspartner*innen die Möglichkeit, mir ebenfalls Fragen zu stellen und aus der klassischen Interviewsituation auszubrechen (Davis/Craven 2016, 84). Dies wurde reichlich genutzt, vor allem von Forschungspartner*innen, die darin geübt waren. So nahmen bei einem Interview mit einer Aktivistin, die eine trans Radiosendung machte, Gesprächsabschnitte, in denen sie mich interviewte, viel Raum ein. Während der Interviews schlüpfte ich häufig aus meiner »professionellen Rolle« und trat als »ganze Person« auf. So rutschten mir Sätze heraus wie »So ein Scheiß«, wenn mir Gesprächspartner*innen von schmerzvollen Momenten berichteten. Ich fühlte mit und teilte Wut, Traurigkeit und

Freude. Gleichzeitig war es mir wichtig, einen selbstkritischen Blick auf die asymmetrische Forschungssituation und die darin eingebetteten Care-Beziehungen zu lenken und beides nicht zu romantisieren (vgl. Thajib u.a. 2020).

Ich bemühte mich zudem darum, die Interviews machtkritisch zu gestalten. So zielten viele meiner Fragen auf Zukunftsentwürfe und Wünsche ab. Viele trans und _oder nicht-binäre Personen, die eine rechtliche oder medizinische Transition anstreben, müssen durch ein langjähriges Begutachtungsverfahren, in denen ihre Identität immer wieder hinterfragt und angezweifelt wird (vgl. Sekuler 2018). Trans Theoretiker*innen, so schreibt Sara Ahmed, haben erforscht,

»inwiefern Geschlechter- und Heteronormen zu einem Apparat der Wahrheit innerhalb medizinischer Institutionen geworden sind; die Studien haben aufgezeigt, dass Trans*-Subjekte, wenn sie Zugang zu Operationen und Hormonen erhalten wollen, eine Geschichte erzählen müssen, die lesbar ist für Autoritäten« (Ahmed 2017, 26).

Fragen, die an diesen Begutachtungsprozess erinnern könnten, versuchte ich zu vermeiden. Deswegen stellte ich keine typischen biografischen Eingangsfragen, die es notwendig gemacht hätten, sich auf ein entsprechendes trans Narrativ zu beziehen. Ich wollte einen Raum schaffen, der jederzeit die Möglichkeit bot, keine Antwort zu geben, sich Fragen zu entziehen oder die Frage stattdessen an mich zu richten – einen Raum, in dem wir uns gegenseitig befragen konnten. Meine Interviewpartner*innen nutzen diese Möglichkeiten gerne.

Manchmal handelten wir die Interviewfragen zu Beginn zunächst gemeinsam aus. Dies zeigt sich in der Eingangssequenz aus dem Interview mit zwei Aktivist*innen:

»Francis: Könnt ihr euch erst mal zu Beginn vorstellen – was ihr denkt, was wichtig ist?

L: Hmm, ich glaube, es ist für mich gerade – [...]. [sehr lange Pause]

Francis: Ihr müsst euch auch nicht vorstellen, wenn ihr da gerade keine Lust drauf habt.

L: [...] Ich glaube, das ist für mich gerade schwierig, weil ich denke, ich habe da ein Narrativ, was ich runterrattern kann, aber ich weiß nicht, ob ich es passend finde für den Kontext.

Francis: Ja, eigentlich kennen wir uns ja schon. Ich habe das gestern besprochen im Kolloquium – ich habe das öfter, dass Leute die Fragen zurückweisen. [...] Es ist ja schwierig, sich vorzustellen, ohne auf Kategorien zurückzugreifen. Ist auch cool, das zu verweigern, die Fragen zu beantworten. Mhm. Das heißt dann meistens eher, dass meine Frage nicht so gut gestellt war. [lacht] Und es ist ja auch schwierig, sich vorzustellen, ohne auf Kategorien zurückzugreifen.

L: Ja, angefangen mit dem Namen, deswegen ist bei mir das Rattern im Gehirn losgegangen. [...] Aber beschließen wir, wir kennen uns. [lacht]« (Interview, anonym Dezember 2017)

In dieser Sequenz fällt es der*dem Interviewpartner*in schwer, sich vorzustellen. Dies verdeutlicht, wie kompliziert es sein kann, sich jenseits normativer Erzählungen zu verorten oder eine stabile Subjektposition einzunehmen. Zudem ist sich die*der Forschungspartner*in nicht sicher, welcher Name aktuell passt; wie ich später erfahren werde, plant sie _er eine Namensänderung. L. spricht von einem »Narrativ«, was darauf hindeutet, dass es Konventionen gibt, sich geschlechtlich zu erzählen, und dass es schwierig ist, daraus auszubrechen. Dass L. »für den Kontext [des Interviews]« nicht auf das besagte Narrativ zurückgrei-

fen will, verweist auf das queere geschlechtliche Wissen, das ich bereits ins Feld eingebracht habe. Meine Interviewpartner*innen wissen also bereits, dass ich nach Erfahrungen und Geschichten jenseits etablierter Narrative suche. Die Sequenz zeigt zudem, dass ich die Interviewpartner*innen in ihrem Impuls, die Frage zu verweigern, stärke. Indem ich betone, dass es vielen anderen auch so geht, will ich etwaiger Scham entgegenwirken.

Im Anschluss an dieses Interview beschäftigten mich in Bezug auf meine Forschung folgende Fragen: Wie können instabile geschlechtliche Subjektpositionen im finalen niedergeschriebenen Text ihren Raum finden (vgl. Brown/Nash 2010, 2)? Wie kann ich Kategorien wie trans oder cis in Bewegung bringen? Was bedeutet queeres Forschen und Schreiben, wenn sich durch Forschungsprozesse und im Schreiben Kategorien eher verfestigen? Kath Browne und Catherine Nash fragen:

»If, as queer thinking argues, subjects and subjectivities are fluid, unstable and perpetually becoming, how can we ›gather‹ data from those tenuous and fleeting subjects using the standard methods of data collection such as interviews or questionnaires?« (ebd., 1)

Eine Strategie, um mit diesem Dilemma umzugehen, war es, meinen Interviewpartner*innen möglichst viel Entscheidungsmacht und Flexibilität zu ermöglichen, was Anonymisierung, Namenswahl, Pronomenwahl und die Einwilligung zur Teilnahme an der Studie betrifft. Gleichzeitig hat diese geschlechtliche Zusammen_Arbeit im Forschungsprozess auch Grenzen, so gibt es insbesondere die Momente des Festschreibens im finalen Text für die Veröffentlichung.

Queering Geschlechterforschung – zusammen intervenieren

»Francis: Was wünscht ihr euch von Forscher*innen, die zu trans Themen forschen?
Sasha: Also ich fände es cool, wenn einfach eine viel umfassendere Geschlechterforschung gemacht würde: wo von Anfang an das Paradigma herrscht, dass es ganz viele Geschlechter gibt und sich Geschlecht auf vielen Ebenen manifestiert. Und dass dann nicht gesucht wird: Wir suchen jetzt trans Personen und dann vergleichen wir die mit cis Personen und finden da Unterschiede raus – sondern dass Geschlecht auf vielen Ebenen angeschaut wird und nicht aufgeteilt wird in Männer, Frauen und andere. Solche Forschung fände ich gut – wo einfach auch so ein anderes Paradigma von Beginn an Teil der Forschung ist.

Francis: Und fallen euch noch ganz konkrete Wünsche ein, die ihr an Forscher_innen hättet?

Jovin: Why are cis people so boring? [lacht] Nein, es war nur ein Witz.

Francis: Kannst du den Witz noch erklären?

Jovin: Ah, ich habe nur gesagt: Forschungsfrage – ›Why are cis people so boring?‹ [lange Pause.]

Sasha: Mir fällt halt in der Geschlechterforschung auf – wo klar ist, inwiefern Geschlecht hergestellt wird –, dass es dann trotzdem immer so essentialistische Vibes gibt und auch binäre. Das würde ich mir wünschen, dass das queerer gelebt wird. Aber die NZZ [Neue Zürcher Zeitung] würde jetzt gerade aufschreiben.

Francis: Die ist ja nicht hier.

Sasha: Vielleicht, um es in einer Metapher zu beschreiben: Es wäre, wie wenn jemand mit einem Kleid, einer Kreuzkette und der Bibel unter dem Arm über Evolutionsbiologie sprechen würde. [gemeinsames Lachen] Das ist das, was ich meine mit Vibe.« (Interview Jovin und Sascha, März 2018)

In dem Interviewauszug wird deutlich, dass sich einige meiner Forschungspartner*innen auch im Feld der Geschlechterforschung und Sozialwissenschaften für mehr Geschlechtervielfalt einsetzen. Er zeigt auch, dass ich keine außenstehende Perspektive einnehme. Gerade binäre trans Personen und trans weibliche Aktivist*innen interessierten sich für meine Erfahrungen und Perspektiven als queere*r Forscher*in. Ich verstehe diese Neugier in Bezug auf meine eigenen Erfahrungen und Theoretisierungen von Geschlecht auch als ein Sorgen-Füreinander – ein Sich-Interessieren und ein Aufmerksamkeit-aufeinander-Richten; dieses Sich-aufeinander-Einlassen ist zugleich eine Form der geschlechtlichen Zusammen_Arbeit. Die sehr deutliche Kritik von Jovin und Sasha an Geschlechterforscher*innen, die Zweigeschlechtlichkeit nicht hinterfragen, wurde festgehalten – hoffentlich findet sie ihren Weg zurück in die wissenschaftlichen Communities.

Sich um geschlechtliche Selbstbestimmung sorgen

»Francis: Was wünschst du dir von Forscher*innen, die zu trans Themen arbeiten?
Rahel: Die Art und Weise, wie ihr mit euren Ergebnissen umgeht. Es gibt viele Forschungsergebnisse in den Trans und Gender Studies, die Dinge klarstellen, die von der Politik ignoriert werden. [...] Dass diese Ergebnisse nicht in der Forschungsbubble bleiben, sondern dass man sie der Politik aufzwingt. Außerdem fände ich es gut – das machst du ja schon –, wenn man auf trans Leute eingeht, partizipative Forschung macht und die Ergebnisse mit der Community teilt. Denn meistens verschwinden die verschiedenen B.A.-, M.A.- und Doktorarbeiten, werden an der Uni abgegeben, und man hört nie wieder was von seinem Interview.« (Interview Rahel, Juni 2017)

Rahel betont nicht nur, dass es für sie wichtig sei, dass die Forschung partizipativ gestaltet wird, sondern auch, dass sie für politische Veränderungen für mehr geschlechtliche Selbstbestimmung genutzt wird: dass sie ihren Weg in die Welt findet und nicht in einer Schublade verstaubt. Ich hoffe, dass dies bei meiner Studie der Fall sein wird. Ich versuche dafür den Dialog mit Aktivist*innen in der Praxis aufrechtzuerhalten und dort meine Forschungsergebnisse vorzustellen. Zudem ist es für mich zentral, dass der Forschungsprozess für die Forschungspartner*innen sowohl auf der persönlichen und wissenschaftlichen Ebene einen Mehrwert hat und dass die Geschlechtliche Zusammen_Arbeit innerhalb wissenschaftlicher Debatten um Methoden und Kollaboration sichtbar wird.

Die Frage, wie europäisch-ethnologische Forscher*innen mit Akteur*innen, die für geschlechtliche Vielfalt und Selbstbestimmung kämpfen, zusammen_arbeiten können, stellt sich nach der Einführung der Dritten Option umso dringlicher. Wie können die Effekte, die dies auf die Zwei-Geschlechter-Ordnung hat und haben wird, erfasst werden? Geschlechtliche Arbeit findet nicht nur in der Forschung in queeren oder trans Räumen statt. In jeder ethnografischen Forschung wird Geschlecht in der Interaktion zwischen Forscher*in und Forschungspartner*innen reproduziert oder transformiert. Geschlechtliche Zusammen_Arbeit bedeutet und die Leistung queerer Ethnografie liegt darin, genau hinzuschauen, diese Arbeit sichtbar und transparent zu machen, um geschlechtliche Selbstbestimmung zu ermöglichen.

Endnoten

- 1 Grundlage für diesen Beitrag bildet meine im August 2020 eingereichte Dissertation, »Care trans_ formieren. Eine ethnografische Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit« (Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin). In dem Kapitel »Sorgende Ethnografie und geschlechtliche Zusammenarbeit« gehe ich ausführlicher auf die methodologischen Fragen ein, die ich hier nur verkürzt darstellen kann.
- 2 Why ist das Pronomen von Kalle. Es werden eine Vielzahl von Pronomen von trans und nicht-binären Personen verwendet die Normen der Zweigeschlechtlichkeit in Frage stellen und gängige Sprachpraxen irritieren.
- 3 Dies ist allerdings nicht passiert und hat mich sicherlich vor einigen Konflikten bewahrt.

Literatur

- Appenroth, Max Nicolai/María do Mar Castro Varela (Hg.) (2019): *Trans & Care. Trans Personen zwischen Selbstsorge, Fürsorge und Versorgung*. Bielefeld.
- Ahmed, Sara (2017): *Feministisch leben! Manifest für Spaßverderberinnen*. Münster.
- Browne, Kath/Catherine J. Nash (Hg.) (2010): *Queer Methods and Methodologies. Intersecting Queer Theories and Social Science Research*. Farnham, Surrey.
- Davis, Dána-Ain/Christa Craven (2016): *Feminist ethnography. Thinking through methodologies, challenges, and possibilities*. Lanham u.a.
- Marcus, George E. (2008): *Collaborative Options and Pedagogical Experiment in Anthropological Research on Experts and Policy Processes*. New York.
- Seeck, Francis (2017): *Recht auf Trauer. Bestattungen aus machtkritischer Perspektive*. Münster.
- Seeck, Francis (2020): *Care trans_ formieren. Eine ethnographische Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit*. Unveröffentlichte Dissertation, Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Seeck, Francis/Sannik Ben Dehler (2019): *Trans Communities of Care – Eine kollaborative Reflektion von kollektiven trans Care Praktiken*. In: Max Appenroth/María do Mar Castro Varela (Hg.): *Trans & Care. Trans Personen zwischen Selbstsorge, Fürsorge und Versorgung*. Bielefeld, 255–270.
- Seeck, Francis/Brigitte Theißl (Hg.) (2020): *Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen*. Münster.
- Sekuler, Todd (2018): *Un/Certain Care: From a Diagnostic to a Somatechnic Regime of Care for Medical Transition in Public Hospitals in France*. Doctoral dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Spade, Dean (2011): *Normal Life: Administrative Violence, Critical Trans Politics, and the Limits of Law*. Brooklyn.
- Thajib, Ferdiansyah u.a. (im Erscheinen): *Konflikte umsorgen. Queere Praktiken künstlerischer Kollaboration*. In: *Feministische Studien*.
- Ward, Jane (2010): *Gender Labor: Transmen, Femmes, and the Collective Work of Transgression*. In: *Sexualities* 13/2: 236–254.
- Weston, Kath (1997): *Families we choose. Lesbians, gays, kinship*. New York.
- Wacquant, Loïc (2003): *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*. Konstanz.